

Abschiedsimpuls von Dr. theol. Heike Baranzke,
Katholische Theologie, Theologische Ethik

Als ich vor mehr als 22 Jahren – im SoSe 2003 – frisch nach meiner Promotion als Lehrbeauftragte für Moraltheologie an die Bergische Universität Wuppertal kam, habe ich mir nicht träumen lassen, mich einmal als Dienstälteste aus der Wuppertaler Katholischen Theologie zu verabschieden. Ich blicke mit aufrichtiger Dankbarkeit auf diese Zeit zurück, in der mir ein institutioneller und intellektueller Freiraum gewährt wurde, der mir ermöglicht hat, mein ethisches Denken zu klären und auszuformulieren. Diese Chance habe ich unaufhörlich genutzt und werde sie sogar heute bis zur letzten Minute nutzen, indem ich mit Euch, mit Ihnen kurz auf meine Wuppertaler Zeit schauen möchte.

Von Thomas Söding und Michael Böhnke mit viel Vorschussvertrauen beschenkt, habe ich mich bemüht, einigen Generationen von Studierenden der Theologie und auch zunehmend der Philosophie sowohl Grundlagen als auch Praxisprobleme der Ethik nahezubringen. Ich weiß, liebe Studierende, dass ich Sie oft nicht amused habe! Jedenfalls stehe ich in Ihrer Schuld, da Sie mich unaufhörlich herausgefordert haben, den Kern ethischen Denkens immer wieder anders auszudrücken.

Was war und ist mir bis heute wichtig in der Vermittlung theologischer Ethik?

Der Paderborner Fundamentaltheologe Aaron Langenfeld hat kürzlich die These aufgestellt, dass die Art und Weise, wie die Kirche ihren Glauben artikuliert, entscheidenden Anteil habe an der Entfremdung der Menschen von Kirche, Theologie und Glauben. Ich glaube, diese Vermutung ist richtig. Denn die Sprache der Bibel und der Kirche stammt aus einer anderen Zeit, einem vormodernen und vorwissenschaftlichen Weltbild. Die kirchliche Sprache ist in weitgehend unverständlichen Formeln und Riten erstarrt, die mit unserem modernen Leben nicht mehr viel zu tun zu haben scheinen. Langenfeld sagt das übrigens im Jahr des 1700jährigen Jubiläum des nizanischen Glaubensbekenntnisses! Daraus erwächst für uns Theologinnen und Theologen die Aufgabe, das Evangelium, die Botschaft des Juden Jesus von Nazareth – die für mich ganz wesentlich eine moralische ist, d.h. ein Lebenszeugnis, das die Grundsätze unserer Lebensführung betrifft – in die heutige Zeit, in unsere Gegenwart, zu übersetzen.

Bekanntlich ist das nicht so leicht, weil Jesus selbst uns nichts Schriftliches überlassen hat. Und zu dem, was er uns überliefert hat, müssen wir uns vielfach mühsam erst Zugang verschaffen durch zwei Jahrtausende theologischer Verstehensversuche, die wiederum Zeugnisse der Nöte und Interessen längst vergangener Zeiten sind. Aufgrund dieser Problemlage ist Theologie zu einem großen Teil Sprachkritik und Hermeneutik, der Wissenschaft von der Kunst des Verstehens, die mehrere Aspekte betrachten muss:

1. die Weltbildgebundenheit der biblischen Sprache sowie der theologischen Fachsprache. Beide entstammen einer vormodernen, d.h. vor-naturwissenschaftlichen Zeit. Ich kann hier nur konstatieren, nicht ausführen, dass die neuzeitliche Szientifizierung des Naturbegriffs die Voraussetzungen unseres Argumentierens in allen Bereichen revolutioniert hat. Auch unser lebensweltliches Sprechen von Gott und der Welt – vom Himmel, von der Schöpfung bis zum Naturrecht und der Überzeugung, dass das Natürliche auch das Gute sei – sind fragwürdig geworden;

2. muss deshalb das Verhältnis von Wissen und Glauben und der Verschiedenheit der damit verbundenen Wahrheitsgeltungsansprüche überdacht und expliziert werden;
3. ist die Unterscheidung von historisch Belegbarem und theologisch-symbolischer Deutung betroffen, die uns zwar formelhaft als Unterscheidung zwischen dem historischen Jesus und dem kerygmatischen Christus leicht über die Lippen kommt, aber bei Auferstehung, Jungfrauengeburt, Gottessohnschaft und Eucharistieverständnis auch ein Jahrhundert nach Rudolf Bultmanns Entmythologisierungsprogramm noch Unbehagen bereitet.
4. fordert die seit der Antike bestehende Aufgabe, für den Kern von Jesu Botschaft, für sein die Lebensführung veränderndes Evangelium, in der jeweiligen Umwelt, d.h. in der Sprache der jeweiligen Zeit zu werben, uns unabschließbar neu heraus. Das bedeutet auch: Es gibt keine theologische Ethik ohne die Auseinandersetzung mit philosophischer Ethik – oder heute noch einmal komplexer: es gibt keine verstehbare Theologie ohne Auseinandersetzung mit der modernen Welt und den modernen Natur-, Human- und Sozialwissenschaften. Gute Theologie ist eine in ihrer jeweiligen Gegenwart verständliche Rede von Gottes Liebesangebot.

Zum Abschluss: Was ist denn mir nun in den 22 Jahren meines Ringens um ein Verständnis des jesuanischen Testaments zum Glaubens- und Lebensschatz geworden? Was glaube ich, was die biblische, christliche Theologie der modernen Welt bleibend aktuell zu sagen hat? Meine vielleicht zunächst verwunderliche Überzeugung lautet: das seit der Antike kritisierte anthropomorphe Gottesbild der israelitisch-jüdischen Religion, dessen Geburtsstunde der brennende, aber nicht verbrennende Dornbusch ist. Israels Gott ist einer, der uns anspricht, uns aus unseren Verstrickungen herausholen will, indem er zu uns in Beziehung tritt, indem er sagt: „Ich bin da.“ „Ich bin der, der immer für Euch da sein, immer mit euch gehen wird“ – sogar noch im Sterben und darüber hinaus. Wir kennen die vielen theologischen Vokabeln, aber auch Symbole, Metaphern, remythologisierenden Bilder – Bund, Auferstehung, Todesbesieger – die sich um diesen Anfangszuspruch im Buch Exodus immer wieder neu gerankt haben. Gott nennen wir den, der sein Antlitz zuwendet, am Gegenüber interessiert ist, treu und verlässlich in der Beziehung, im Bund, bleibt trotz aller Missverständnisse, allen Verrats, aller Untreue: kurz: Dieser Gott leistet unermüdliche Beziehungsarbeit, d.h. jene Art von Arbeit, die in unserer Gegenwart weder ökonomisch noch persönlich wertgeschätzt, meist nicht einmal gesehen wird, die aber unerlässlich ist in allen sozialen, gesundheitlichen und Lehrberufen, wenn wir als Menschen nicht verdorren wollen. Person-zentrierte Pflege, Lehre, Therapie nennt man das heute auf den Spuren des Begründers der Humanistischen Psychologie, Theologen und Dialogpartners von Martin Buber, Carl Rogers. Philosophisch-ethisch ist diese theologische Botschaft nämlich schon früh auf den Begriff der Person gebracht worden. Dieses ehemals theatralische, dann philosophisch-substanzontologisch gefüllte Lehnwort ist durch das biblisch-christliche Beziehungsdenken in einer Weise aufgemischt worden, die schon Augustinus fast um den Verstand gebracht hat und sich bis heute in der unentwirrbaren Zumutung trinitarischer und christologischer Lehrformeln niederschlägt – innertrinitarische Heilsökonomie, ein, zwei, drei Substanzen, Naturen, Personen. – Da sind

wir wieder bei Aaron Langenfelds Zeitdiagnose kirchlich-theologischer Sprache. Dabei ist Jesu Botschaft so einfach: Wenn ich einen Gott habe, denn ich Abba nennen darf, der mir unerschütterlich in jeder Lebenslage zur Seite steht und mir die Treue hält, dann kann ich ganz anders ins Leben starten, mein Leben führen und von meinem Zutrauen und meinem Lebensgefühl des Immer-schon-Geliebtseins frohen Herzens allen mir Begegnenden abgeben. – Daher möchte ich mit Ihnen/ mit Euch in dem bemerkenswerterweise nie alternden Gebet Jesu von Nazareth, dem Vater unser, verbunden bleiben.